

Die Neue Welt

Nr. 8

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

Am Wege sterben.

Roman von F. J. David.

(Fortsetzung.)

9.

Herr Clemens Deym hatte seine Stammgäste niemals durch übertriebene Höflichkeit verwöhnt. Er wußte dafür zu genau, was seine Getreuesten werth waren und wie viel er ihnen bieten durfte. Seit einiger Zeit aber übertrieb er das doch; es war, wie wenn er es darauf angelegt hätte, Einige von ihnen zu vertreiben. Er gieng sich mit seinen Forderungen an sie billig aus; er ließ sie sehr, sehr schlecht bedienen und zuckte häuslich die Achseln zu ihren Beschwerden, behandelte Andere unwirsch und künbdigte ihnen schroff und unbekümmert darum, was sie beginnen wollten, den Kredit.

Er legte in seinem Hause mit großer Rücksichtslosigkeit aus. Es wurde reinlicher gewirthschaftet; man sparte nicht mehr an Tischlichern und Servietten. Ein Zehlfellner und ein Bierjunge zogen ein. Ereignisse, die besonders der Verkommenen mit sehr verwunderten und mißtrauischen Augen begrüßte. Er selber aber gieng, seiner eigenen Aussage nach, viel spazieren oder saß Nachmittags in einem Kaffeehause, wo sich die wohlhabenden Bürger der Josephstadt fanden, rauchte seine gute Zigarre — mit den ausgeputzten schlechten in einem Kistchen mußten sich seine Gäste begnügen — und machte mit der dicken goldenen Uhrkette und dem sehr gewichtigen Siegelring, der freilich auf einen fremden Namen gestochen war, einen etwas altväterischen, doch sehr würdigen Eindruck. Daß er Geld habe, wußte man allgemein, und weil er sich als geduldiger und durch keine Beschimpfung zu kränfender, als ein unerwählter und unsehbarer Aufschreiber bei den üblichen endlosen Billard-Präferenzen nützlich machte und sich sonst manierlich und bescheiden benahm, gerne mit seinen Zigarren aushalf und bei schwierigen Stößen selbst die köhlnische Pfeife des Spielers hielt, so litt man ihn halb ganz gut. Er hatte sich am Ende recht schaffen und lange genug geplagt, um sich nun Ruhe gönnen zu dürfen. Und so kamen auf seine Einladung langsam auch bessere Gäste in sein Lokal und fanden es da ganz gemüthlich und den schlechten Ruf völlig unverdient, den man ihm gemacht. Er hatte doch auch sehr vortreffliche Weine und war durchaus kein knideriger Wirth. Ihm kam's auf einen gespendeten Biter vom Besten nicht an, wenn er seine Gesellschaft ehren wollte. Und das Trinkgelbernehmen steckt uns beinahe so im Blute, wie das Trinkgelbergeben. Ein Besigeber findet bei uns immer dankbare Gemüther, auch unter Leuten, die darauf wahrhaftig nicht anstehen müßten.

Man sah es ordentlich, wie sich Herr Deym auf eine Rolle vorbereitete und sich immer mehr und gelehriger in sie hinein fand. Ein schärferer Beobachter, als die um ihn waren, mindestens hätte

das bemerken und seine helle Freude damit haben müssen. Er war ein ganz achtbarer Bürger. Der Zuruf: „Doktor Deym!“ den man ihm um der lieben Gleichheit willen in diesem Gasthause aufgebracht, wo ungefähr Alle mit gleichem Rechte diesen Titel trugen, stand ihm so übel nicht einmal mehr zu Gesichte. Aber etwas Sorgenvolles blieb immer noch an seinem Wesen. Er rechnete sehr viel über seinen Büchern, hatte sehr eingehende und dauerhafte Besprechungen mit sehr beweglichen und sehr mittheilungsfähigen Herren und lange Unterredungen mit seinem Anwalt, der den Ruf großer Schneidigkeit und Rücksichtslosigkeit besaß. Angeblich um Weinkauf unternahm er längere Reisen mit ungleichem Erfolge; aber die Gerichte in Ungarn und Böhmen bekamen zu thun, ob zwar er eigentlich Prozeßiren nicht liebte. Immer mit seinem salbungsvollen: Friede ernährt, Unfriede verzehrt, zog er einen erträglichen Ausgleich vor, nahm auch Weine für sein Geld und jammerte nur immer vor dem Vertreter der Gegenpartei, wie himmelschreitend Geseß und öffentliche Meinung die leichtfertigen Schuldenmacher sorgsam Hausvätern gegenüber begünstigten, die durch viele Jahre gewartet, immer in der Hoffnung auf eine gebehrliche Zukunft der Herren Studenten geborgt und die jungen und verwöhnten Herren mit ihren blutig verdienten Kreuzern über Wasser gehalten und durchgefüttert hätten, um endlich Gefahr zu laufen, nicht allein ihre rechtlichen Zinsen, sondern selbst einen ansehnlichen Theil ihres Guthabens einzubüßen. Er benahm sich dabei sehr unglücklich und verzweifelt, zählte alle seine Verdienste um das junge Geschlecht seit einem Menschenalter her, berief sich auf seinen Ehrentitel als Stubentewater, den er sich selber tagfrei zugelegt hatte. Inzwischen, wieder in Wien, schrieb er, um die advokatorischen Mahnkosten zu sparen, endlose Briefe in einem höchst verworrenen und jammernenden Stil oder verwendete zu gleichem Dienst den Verkommenen, der mit der Feder immer noch besser umzugehen wußte, als sein Nährvater. Es gieng manchmal mit der Liquidirung seiner Angelegenheiten nicht so rasch vorwärts, als Herr Deym in seiner Ungeduld gewünscht hätte. Denn in ihm war eine heftige Sehnsucht nach dem Leben erwacht, von dem er bisher eigentlich nichts, kaum den Alkohol genossen hatte. Nicht eigentlich nur Das, was seine Opfer ihm in Küße wie Genuß übrig gelassen. Er wollte sich zur Ruhe setzen. Nicht etwa in Wien aber, an der Stätte seines rastlosen und gelegenen Wirkens, wo immer Begegnungen möglich waren, die ihm die gute Laune fördern konnten. Er war wohl kein Gemüthsmanisch; aber, gewisser Dinge will man doch nicht immer wieder gemahnt sein, wenn sie schon so hübsch in der Zeit hinter einem liegen.

Und dann kam die Rücksicht auf seine Tochter, die er so gebildet wußte, die so reizende und so warmherzige Briefe schrieb. Sie war ein frommes, reinliches Gemüth: Klösterlich erzogen und behütet seit dem Tode seiner Frau, seit ihrer ersten Jugend also.

Der Vater, der so für sie sorgte, den sie nur einmal im Jahre für ein Weilchen sah, stand unendlich hoch in ihren Augen. An ihrer Achtung lag ihm. Mit ihr gemeinsam wollte er irgendwo in einer freundlichen Mittelstadt ein neues Leben beginnen. Das Mädchen war so hübsch — wer weiß, wie leicht sich anderwärts etwas Vernünftiges anspann? An Mitteln fehlt es nicht, und mit einem gebildeten und angesehenen Schwiegerjohn hätte er sich gefreut. Warum sollte er's nicht so gut haben? Er hatte gearbeitet genug, und es war ein ganz hübscher Stolz in ihm, wenn er sich erinnerte, mit wie garnichts er begonnen und wie viel er zusammen gespart, zu einer Zeit, da er lange noch nicht zu alt und zu abgebraucht war, um sogar selber genießen zu können. Dieses Alles beschäftigte ihn den ganzen Winter in einer so vorzüglichen Weise, daß er öfter denn je in sein heimliches Glück und Köchern und sein kosendes Händereiben verfiel. Endlich war Alles glatt, das Haus verkauft, den Miethern zum geschnitzten Ziel aufgesagt. Ein großer Neubau sollte an die Stelle kommen, mit einem entsprechend hergerichteten Gasthausraume, mit Gassenläden, modernen Ansprüchen gemäß. Man sprach unter den Inwohnern viel darüber; manches Wort schlug auch an das Ohr des Verkommenen. Er machte sich keine Gedanken darüber. Was gieng ihn die Welt an? Er werde wohl immer hier bleiben, bis an sein Lebensende. Das hatte ihm Deym schriftlich zugesagt, und neben seinem Maturitätszeugniß, neben Briefen seiner Eltern trug er dies kostbare Schriftstück in seiner Brieftasche, deren ganzen Inhalt diese Kleinodien bildeten. Daß die Verschreibung dadurch hinfällig werden könnte, wenn Deym einmal hier nicht mehr sein Gewerbe triebe, kam ihm nicht zu Sinn. Sie waren doch Beide ziemlich eines Alters. Sie waren aber auch Fremde, und der Verkommene veriraute dem Wirth mit dem ganzen Stumpfsinn eines Menschen, der sich dem Umgang mit einem Einzigen völlig hingegeben hat. Aber der Gedanke an diesen brütenden, stummen Gesellen war der einzige Schatten, der sich manchmal breit und drohend über die sonnige Zukunft warf, die sich der Wirth träumte. Er schalt sich weichherzig, daß er sich selber sein Glück so vergalle. Aber er konnte doch die Sorge nicht los werden, was dann mit dem ganz verlassenen Manne werden sollte? Er fürchtete einen Ausbruch dieser so lang verschlossenen Natur, der ihm selber gefährlich werden konnte. Was dann,

wenn der Verkommene sich mit einem Male so betrogen sah? Denn das war unnatürlicher Schlaf, in welchem dieses ganze Wesen mit allen Leidenschaften befangen war. Was dann, wenn das Erwachen kam?

Es war am 12. Mai 1886. Den nächsten Tag mußte das Geschäft geräumt und übergeben sein. Mit dem ersten Frühmorgenslicht, der gegen Innsbruck ging, wollte Herr Deym dahin, zu seiner Tochter. Er schaffte seine Gäste zeitig ab — es gab kein Bier mehr, in der Küche war das Feuer aus, und in den Keller wollte er nicht mehr gehen. Dann drehte er die jämmerlichen Gasflammen bis auf eine ab. Die beiden Kellner wurden schlafen geschickt; noch einmal stieg er die Stufen bis zum Mutterkammer. Er holte von seinem besten Weine — denn er für sein Theil trank ganz gerne einen guten Tropfen — und schenkte zwei schön geschliffene Kelchgläser voll. Dann setzte er sich dem Verkommene gegenüber: „Nun dann, trinken wir noch Eins, Franzl?“

„Trinken wir noch Eins, Doktor,“ entgegnete der Andere. Sie stießen an und der letzte Gast prüfte bedächtig, ehe er schwerfällig wieder anhub. „Bist heut' nobel, Doktor. Ist wirklich gut. Ist besser, wie was Du sonst hergiebst für Deine Kaffern.“

„Er versteht's!“ nickte der Wirth vergnügt. Der Verkommene zog aus seiner Rocktasche einen Zigarettenbehälter. Die kunstvolle Stücker der Innenseite war längst verblasst; nur verprengt leuchtete manchmal ein noch nicht ganz verhoffener Goldfaden. Das war ein Geschenk des Mädchens, mit dem er zu Hause versprochen gewesen — längst eines Anderen Weib! — und er verwahrte es mit jener sonderbaren Pietät, mit der er jede Erinnerung an seine bessere Vergangenheit hochhielt. Er begann mit großer Fertigkeit eine Zigarette zu drehen. Dann ließ er die Hände auf dem Tisch ruhen. Es waren große, haarige, kraftvolle Hände, und der Wirth sah sie mit einer Art unbewußten Schauders. Wenn die zugriffen, so mußte brechen, was zwischen sie gerieth. Es wurde ein plötzliches und peinliches Schweigen. Der Verkommene begann eine neue Zigarette zu verfertigen. Deym reichte ihm über den Tisch eine Zigarre, nur um den Aublick dieser geschäftigen Hände los zu werden. Sein Gegenüber bejaht sie misstrauisch. Dann: „Bist aber heut' nobel,“ und er rauchte schweigend und mit Behagen. Es war ganz still. Nur das Gas jurrte und die große Pendeluhr tickte und schlug vernünftig und mit hartem, knurrendem Schlag die Viertelstunden, die einander so drängten wie nie. Es ging schon fast auf die erste Morgenstunde zu. Sie schwiegen und tranken.

„Wie lange bist Du schon da, Franzl?“

Es war ein eigentümlich böser Blick, der zu dem Fragenden hinüber schoß. Die großen schwarzen Augen des Verkommene waren mit Blut unterlaufen, wie immer, wenn er mehr trank, als er eigentlich sollte, und sein linkes Ohr glühte. Dann, nach einer Weile des Nachsinnens, entgegnete er: „Reicht es eh, Doktor. So lang' wie Du. Dein erster Gast war ich!“

Der Wirth nickte: „Mein erster Gast! Wie viele dann noch angekommen sein! Jessas! Wie die Zeit vergeht! Und jetzt bist Du mein letzter...“

Der Deym lächelte. Er hatte mehr gesprochen, als er hätte dürfen. Um seine Verlegenheit zu verhehlen, holte er eine zweite Weinflasche. Er schenkte, mit der Fingerringe schmalz. „Der ist noch besser. Der mußst' küssen, Franzl!“

Der Verkommene trank; schon ohne alle Andacht. Dann schloß er den mächtigen Stoff auf beide Hände und starrte den Wirth gedankenlos und unabweisend an. Sein Haar war leicht geräutert, und der ergrauende alte Schnurrbart hing weinschwer über den geschlossenen Mund. Herr Deym ward diese jenseitige Nachbarschaft unheimlich. „Längere Zeiten haben wir mit einander gehabt, Franzl!“ begann er.

Der Verkommene nickte und leerte sein Glas. Dann legte er mit einer jähren und herrischen Gebärde nach der Weinflasche und schenkte sich ein. Die Fingerringe war er heftig von sich, daß sie gegen die Wand schlug und die Frauen sprangen. Herr Deym beugte sich, ihm eine neue zu geben.

„Wirst mir zum Schlusse noch das Haus anreden?“

„Zum Schlusse?“ knurrte Franzl. „Wär' nicht einmal ein Schab' darum.“

„Spaßig bist heut', spaßig!“ nickte Herr Deym. Und dann: „Und immer, in all' die Jahr', haben wir zusammen gehalten, Franzl! Das ist mir Kleines!“

Wieder ein schwerfällig Kopfnicken. Eine Pause. Endlich: „Haben wir? Aber der Wein ist wirklich besser als der erste. Aber wieso bin ich der Letzte?“ Und ein unbestimmter Argwohn sah in seinen Blicken und lauerte auf den Anderen hinüber.

„Das bist doch immer gewesen, Franzl,“ scherzte der Wirth verlegen. „Was willst' mir heut' von dem Wort?“

„Bin ich immer, Doktor. Bin's immer gewesen. Freilich, wenn man das Sperrgeld nicht zahlen muß und im Haus wohnen thut...“

„Ueberhaupt — wo wir so viel mit einander durchgemacht haben. Alle die Jahr' her, Franzl, in Einigkeit und Treue!“

„Allerhand schon,“ nickte der Verkommene, und sein Blick ward wieder böse.

„No, und hat Dir die Jahr' her das Mindeste gefehlt? Kannst was gegen mich sagen? Bin ich nicht alleweil zu Dir gestanden, recht wie sich's gehört hat, besser und braver wie Deine eigenen Leute, recht wie ein Freund und wie ein Bruder? Geracker hab' ich mich, und Du hast gelebt wie ein Prinz, und wie ein gebildeter Mensch, was Du doch bist, ohne Sorgen. Kannst was gegen mich sagen — han, Franzl?“

„Nix kann ich gegen Dich sagen. Nix thur' ich gegen Dich sagen,“ entgegnete der einsame Gast.

„Na also,“ und er legte seine Hand auf die Schulter des Anderen. „Das ist mein bestes Zeugnis und meine Ehr', wenn mir mein ältester Freund und mein Gast so eine Nachfrag' geben muß. Da darf man schon stolz sein darauf — gelt, Franzl?“

Der Verkommene schüttelte die Hand von seiner Schulter. Mit einer heftigen, wie ekelnden Geberde. Es war, als wollte er damit die ganze Demüthigung von sich schleudern, unter der er so lange gelebt, bis sie ihm aus dem Bewußtsein geschwunden, und als erkenne er sie nun in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder. „Nähr' mich nicht an, Doktor!“ rief er heftig. „Das vertrag' ich net.“

Der Wirth erhob sich. „Nein, wie Du nur heut' bist, Franzl...“

„Bin ich halt einmal so... Net anrühren, sag' ich Dir... Ich vertrag's net...“

Herr Deym ward's ungemüthlich, und er flüchtete sich also in die Sentimentalität. „Wenn man net einmal mit dem einzigen Freund soll reden dürfen, wie's Gimm un's Herz ist! Die Jahr' her hab' ich mich geracker und ehrlieh geschunden wie ein Hund. Sag' selbst, ob's net so ist, Franzl.“

„Willst' leicht ein Testimonium?“

„Und wenn ich's will? Ist's net so?“

„Dich und Andere auch,“ entgegnete Franzl mit ernsthaftem Kopfnicken.

„Nein, was Du g'spaßig bist heut',“ lachte der Wirth etwas gezwungen.

„Meinst? Wennst' Dich nur net irrst, Deym —“

Der Wirth wurde weinerlich. Er ächzte beweglich. „Das hat man für seine Gutherit! Ich hab's immer g'sagt und meine Selige auch: Zu viel Gemüth hast Du in Dir, Clemens! Und Alles nimmt Du Dir viel zu Herzen und das frisst an Dir und mir will Dir anschlagen. So viel Jahr' hab' ich mir nichts vergönnt und hab' nur auf meine Saßel Acht geben, damit ich net auf meine alten Tag' in die Verjorgung muß und nur Niemanden muß zur Last fallen. Mei' Tochter, mein Bißel hab' ich wea von mir gegeben, damit's was Besseres vor sich jett, als was sie da lernen könnt' bei mir, und jett, wo ich mich jett, ich werd' sie bei mir haben — jett —“ seine Stimme brach und er schloß die Augen.

„Deine Tochter willst' Du zu Dir nehmen in das Wirthshaus?“

Der Wirth wurde brutal. „Bin ich Dir viel leicht Nachbarschaft schuldig?“ Lapp — schwachte ihm schon auf der Lippe. Aber wie er das grimmige

Gesicht vor sich sah, die eine Ader, die sich längs der Schläfe schwellend hob, so würgte er das Wort zurück.

„Bist mir's vielleicht mehr als Du meinst, Deym!“

Es war eine bängliche Stille; tief und sehr bellommen. Nur die Gasflamme zischte heftiger, streckte sich und sank. Die Uhr war abgelaufen und stand. Deym warf einen Blick darauf.

„Sollt' man eigentlich aufzieh'n. Muß man aber nicht,“ sagte er, nur um eine jener bestemmenden Pausen nicht wieder aufkommen zu lassen, die ihn ergriffen und beängstigten.

„Und warum muß man nicht?“ forschte der Verkommene.

„Mußt denn heut' hinter Altem was suchen? Weil's Zeit hat bis zu morgen. Ich bin etwas rauschig, könnt' leicht etwas verderben an ihr, und da steigt sich's schlecht.“ Er hätte viel darum gegeben, diese Nacht hinter sich zu haben, oder doch den Verkommene vollständig trunken zu wissen, wie es eigentlich sein Plan gewesen. Der aber erhobte sich nur am Wein und blieb dabei vollkommen Meister seiner Sinne. Das ging so nicht. So zog der Wirth nach einer Weile seine Uhr: „Es ist spät, Franzl! Geh'n wir schlafen.“

Der Andere warf einen raschen und bestimmten Blick nach der Uhr.

„Komm' ich, die Uhr,“ nickte er, während der Wirth sie eifertig in seiner Tasche barg.

„Was Dir net einfällt! Wo willst' sie kenneu? Hab' sie noch vor keiner Woche gekauft. Weil ich vielleicht wieder und auf lang und auf weit reisen thur' und man eine gute Uhr immer brauchen kann bei so was.“

„Komm' ich, die Uhr,“ beharrte der Andere und erhob sich schwerfällig.

„Und wennst' sie schon kennst,“ trogte der Wirth, „ist sie vielleicht nicht mein?“

„Dein ist sie. Mußt aber net lügen. Das mußt net.“ Er räfelte sich mächtig und warf auch das andere Zigarettenendchen fort...

Es war, nach der Aussage des Gewölbewächters, gegen halb drei Uhr Morgens, als auch der letzte Schimmer Licht im Gasthause des Clemens Deym in der Langengasse erloschen war.

Sie stiegen zusammen die enge und steile Holz-
treppe hinauf, die zum ersten und einzigen Stockwerk
führte. Einen Augenblick schwankte der Wirth, ob
er nicht einen der Kellner wecken solle. Aber er
wollte keine Furcht zeigen. Woran ging der Ver-
kommene und die Stufen ächzten eigen unter seiner
Wucht. Hinter ihm der Wirth, er leuchtete mit
einem hoch gehaltenen Laternchen, weil er in seinem
Haufe mit dem hölzernen Stiegen kein offenes Licht
litt. Der Vordermann blieb oftmals stehen, denn
er grübelte und rang mit schweren Gedanken, die
mit Eins und ungeberdig sich in ihm erhoben.

In sie hinein klang dumpf das Nachzucken der
Stiege. Hier waren die Jahre seiner Jugend sammt
allen ihren Hoffnungen vergangen. Diese Stufen
hatte er zu ungezählten Malen auf- wie abwärts
gemessen. Etwas Wollen, etwas seiner Kraft hatte er
darauf jedesmal abgetreten. Wo war nur das Ganze?
Hier hatte er endlich gemeint, sein Leben beschließen
zu dürfen. Das war für Einen, der am Wege,
so wie er, verkommen war, immer noch etwas wie
ein Glück. Konnte er nunmehr auch nur noch dar-
auf mit voller Sicherheit rechnen? Er zweifelte
plötzlich daran; und damit war die Grundfeste seines
Lebens erschüttert und Alles im Schwanken...

Es ging etwas vor. Um ihn und also gegen
ihn. Was aber? Es dachte sich ihm so schwer.
Fingeroestet durch Mangel an Uebung war Alles in
ihm. Aber so viel spürte selbst er noch: Es ging
sicherlich etwas vor... Der Wirth plante etwas.
Aber was? Der Lapp hatte sich verplaudert. Und
der Argwohn, der gerade seiner Seele so fern ge-
legen war, griff nun sich wie ein Flackerfeuer und
traf blindlings ungefahr das Richtige: Der Mann,
der ihn um sein ganzes Leben listig geprellt, der
ihn künstlich und mit Berechnung in den Sumpf
gezerrt, darin seine besten Gaben ersticht waren, der
wollte ihn auf die Straße stoßen, auf der er elen-
diglich krepieren mußte... (Fortsetzung folgt.)

Jonathan Swift und „Gulliver's Reisen“.

Von Conrad Röver.

(Fortsetzung.)

In der Zeit, da Swift vom Jüngling zum Manne reifte, während seines Aufenthalts in Moor Park, nahm für ihn ein Roman seinen Anfang, der erst jetzt, wo er sich schon in einigermaßen vorgerückten Jahren befand, zu tragischen Verwickelungen führte. Er hatte damals die Zuneigung eines verwaissten Mädchens gewonnen, das in Temples Haus aufgewachsen und vielleicht seine natürliche Tochter war, Esther Johnson, von Swift Stella genannt. Es entwickelte sich hieraus ein höchst merkwürdiges Verhältnis; von „Liebe“ im gewöhnlichen Sinne kann hier nämlich, bei Swift wenigstens, nicht die Rede sein, wie dieser Trieb ihm überhaupt — mutmaßlich aus physiologischen Gründen — gefehlt zu haben scheint. Jedenfalls ist so viel sicher, daß seine Beziehungen zu Stella stets rein platonischer Natur waren; er bewunderte ihren Geist und ihre Schönheit und fand den größten Genuß in der Unterhaltung mit ihr, aber darüber hinaus gingen seine Wünsche nicht; und Stella gab sich damit zufrieden. In dieser Weise hat sie in Larcacor und nun auch in Dublin in seiner Nähe, nicht in seiner Wohnung, und in stetem Umgang mit ihm gelebt: seine vertraute Freundin, aber nicht seine Geliebte. In den Jahren nun, als Swift in London für das Tory-Kabinet publizistisch tätig war, lernte er ein durch Geist und hohe Bildung ausgezeichnetes Fräulein Vanhomrigh kennen, deren Umgang ihm solchen Genuß bereitete, daß er ihre Studien beaufsichtigte. Bei dem schwärmerischen, jungen Mädchen aber wurde aus der Bewunderung des genialen Freundes bald leidenschaftliche Liebe, die sie ihm eines Tages gestand. Die Erklärung Vanessa's, wie er Fräulein Vanhomrigh nannte, erfüllte ihn nach seiner eigenen Versicherung mit „Scham, Enttäuschung, Kummer, Ueberraschung“; aber anstatt nun ihr klarzumachen, wie fern ihm jede Liebe liege, oder ihr wenigstens sein ungelöst fortbestehendes Verhältnis zu Stella einzusetzen und alle Beziehungen zu Vanessa sofort zu lösen, mochte er den Umgang mit dem geistreichen Mädchen nicht entbehren und begann nun ein Spielchen mit ihrer Leidenschaft für ihn, ein Spielchen des Hin- und Hergehens, das nicht weniger als elf Jahre währte. Als er nämlich seinen Wohnsitz in Dublin nahm, beharrte sie trotz seiner Einwände dabei, ihm zu folgen, und lebte nicht weit von Dublin, öfters von ihm besucht. Stella war sich auf die Dauer nicht im Unklaren geblieben, daß etwas zwischen sie und Swift getreten sei, was trotz ihres sonst recht kühlen Wesens ihre Eifersucht so anfachte, daß sie von einer schweren Krankheit niedergeworfen wurde und Swift zu ihrer Rettung keinen anderen Weg mehr sah, als sich 1716 durch den Bischof von Dublin insgeheim mit ihr trauen zu lassen. An ihrer bisherigen Lebensführung änderte sich dadurch nichts; sie wohnte auch fernerhin für sich, nannte sich Fräulein Johnson und erschien in Swift's Haus nur als Gast. Vanessa's Leidenschaft für den nun fünfzigjährigen Swift blieb ungeschwächt, und sie setzte ihm mit mündlichen und brieflichen Bitten, sie zu heiraten, dermaßen zu, daß er sich schließlich nicht mehr anders zu retten mußte, als indem er ihr seine eheliche Verbindung mit Stella eingestand. Wenige Wochen später — im Jahre 1723 — starb sie am gebrochenen Herzen. Wie sehr durch die jahrelangen Qualen, die begründeten Vorwürfe, die er sich selber machte, und die endliche Katastrophe die tiefen Schatten, die schon vorher über Swift's Seele lagerten, vertieft werden mußten, braucht nicht weiter ausgemacht zu werden.

Gerade viel Erhebendes kam man in Swift's politischer Thätigkeit für die Whigs und später für die Tories, trotz seiner unläugbar hervorragenden Verdienste um die Entwicklung der Journalistik, beim besten Willen nicht finden. Erst als sein Streben nach einer Machtposition, die er freilich den redlichsten Willen gehabt haben wird, von Besten des Landes auszumunzen, endgültig gescheitert war, vollzog sich in seinen Anschauungen ein neuer Wandel,

der seinem Andenken für alle Zeiten die dankbare Liebe des irischen Volkes gewann und auch, weil aus uneigennütigen Beweggründen entsprungen, allgemein menschlicher Sympathie durchaus würdig ist: sein Eintreten für das unterdrückte Irland, um dessen Sache er sich unvergängliche Verdienste erworben hat. In der langen Lebensgeschichte Irlands ist der Zeitabschnitt, gegen dessen Ende Swift seine machtvolle Stimme für die unglücklichen Opfer englischer Unterdrückung erhob, vielleicht der traurigste. Seit der Niederlage am Boyne-Fluß (1690) war auch den unverzagtesten irischen Freiheitskämpfern die Hoffnung, mit bewaffneter Hand die verlorene Unabhängigkeit zurückzugewinnen, entchwunden, und somit war ein Zustand völlig hoffnungsloser Theilnahmslosigkeit, unthätiger Ergebung eingetreten, da in dem unglücklichen Lande noch keine anderen Mittel zur Geltendmachung der Volksstimme außer dem offenen Aufstand existierten. Das aus wenigen Bevorchreiteten zusammengesetzte irische Parlament konnte dafür wenigstens nicht gelten, zumal ihm jede wirkliche Macht abging, und so wurde dem Irland von London aus im englischen Interesse regiert. Nicht genug damit, daß die Grundherren, die den irischen Bauern aufgezwungen worden waren, diese armen Lastthiere mit der größten Grausamkeit ausbeuteten, daß der Ire unter einem System der Polizeivillkür und der Rechtsverdröhung vollständig vogelfrei war, daß ein Drittel der Landeseinkünfte für englische Zwecke verausgabt wurde, erließ das englische Parlament auch noch plammäßig Gesetze, die jede von irischer Seite versuchte Milderung der allgemeinen, entsetzlichen Nothlage in keine ersticken, in Gestalt von Maßnahmen gegen wirtschaftliche Entwicklungen in Irland, die den Interessen der Großgrundbesitzer und Fabrikanten Englands Eintrag zu thun schienen. Die einschneidendste und abschließende fällt in das Jahr 1699: das Verbot der Ausfuhr von Wollfabrikaten aus Irland. Damit wurde dieser Industriezweig, dessen starke Entfaltung in England mit Neid bemerkt wurde, mit einem Schlage zerstört, wodurch nicht nur der Hauptabzugskanal für die überflüssig gemachte Landbevölkerung auf einmal verstopft, sondern zugleich das herrschende Gland im ungeheuersten Maße gewissenlos gesteuert wurde. Auf die Lage der irischen Manufaktur bezog sich Swift's erste Flugschrift über irische Angelegenheiten, die im Jahre 1720 erschien. Darin forderte er das Volk auf, den seinem Handel auferlegten tyrannischen Beschränkungen dadurch entgegenzuwirken, daß es sich der Einfuhr enthalte, ausschließlich irische Erzeugnisse verbräuche und Alles, was von England komme, vernichte. Er schloß mit einer äußerst derben Aufforderung an die Grundbesitzer, den Pachtzins zu ermäßigen, durch den so zahlreiche Pächter zu Grunde gerichtet würden. Das Aufsehen, welches diese Schrift erregte, war so groß, daß die Regierung schleunigst zu einer gerichtlichen Verfolgung überging und den Drucker verhaften ließ; indes war es nicht möglich, eine Geschworenenbank zusammenzubringen, die nach dem Willen der Regierung eine Verurteilung ausgesprochen hätte. Einen noch viel größeren, heute beinahe unbegreiflichen Erfolg hatte die berühmteste von Swift's zahlreichen Flugschriften über die irische Lage, seine unsterblichen „Luchhändler-Briefe“. 1724 ertheilte die englische Regierung, um den Klagen über Mangel an kupfernen Scheidemünzen in Irland abzuhelfen, einem gewissen Wood ein Patent, das ihn ermächtigte, für 1 800 000 Pf. Sterl. Kupfermünzen für den Umlauf in Irland herzustellen. Diese Münzen waren, wie gewöhnlich, weit unter ihrem nominellen Werth, und den Ueberschuß steckte zum Theil der patentirte Herr Wood in seine Tasche, während er den anderen Theil an die Maitresse des Königs Georg I., die er als Gräfin von der Schulesburg aus Hannover mitgebracht, inzwischen aber zur Herzogin von Kendal erhoben hatte, abliehen mußte: ein so niedliches Stücklein schamloser Korruption, wie man es sich nur denken kann. Dagegen waren die „Luchhändler-Briefe“ gerichtet, in denen Swift, unter dem angenommenen Charakter eines Luchhändlers schreibend, den sauberen Handel in der schärfsten Weise beleuchtete. Man weiß nicht, was man mehr daran bewundern soll,

ob die äußerst glücklich getroffene volksthümliche Nebenweise des Luchhändlers oder die reizende Satire, die dieser, wie allen besseren Schriften Swift's eigen, oder die logische Schärfe der Beweisführung. Wenn er auch in einigen Punkten über das Ziel hinausschießt, so trifft er doch im Ganzen überall in's Schwarze, und vor Allen versteht er es mit großem Geschick, die Erbitterung, die sich im ganzen irischen Volk wegen dieses besonderen Falls angehäuft hatte, in die weitere Bahn einer großen, nationalen Bewegung überzuleiten. Es geschieht das in dem vierten Brief, der mit einer Klage über die Schwäche und Unterwürfigkeit des irischen Volkes beginnt. „Da ich bereits,“ heißt es dort, „drei Briefe über einen so unangenehmen Gegenstand, wie Herrn Wood und seine half-pennies, geschrieben hatte, glaubte ich, meine Arbeit wäre zu Ende. Aber ich finde, daß herzstärkende Getränke häufig schwachen Verfassungen, politischen sowohl wie natürlichen, gereicht werden müssen. Ein Volk, das lange Unterdrückungen duldet, verliert allmählig die wahren Begriffe der Freiheit, es betrachtet sich selbst als Geschöpf der Gnade und alle ihm von starker Hand auferlegten Beschränkungen, nach der Nebenweise der Rechtsverdreher, als gesetzmäßig und verbindlich. Swift dagegen versteht die Unabhängigkeit Irlands und die rechtliche Nichtigkeit aller Maßregeln, welche ohne Zustimmung des irischen Volks erfolgen; denn „eine Regierung ohne Zustimmung der Regierten ist in Begriff und Wesen nichts anderes als Sklaverei.“ Die Aufregung des Volks wurde durch die „Luchhändlerbriefe“ bis zur Glühitze angefeuert, so daß die Regierung, die es erst mit den beliebtesten Unterdrückungsmaßregeln versucht, einen Preis auf die Entdeckung des — dem Volke sehr wohlbekannten — Verfassers der Briefe gesetzt und den Drucker verfolgt hatte, sich genöthigt sah, nicht nur auf die Durchführung des Prozesses zu verzichten, sondern das verhasste Patent selber zurückzunehmen: ein Erfolg bloßer energischer Willensäußerung des irischen Volks, an dem Swift das größte Verdienst zukommt. Von hier datirt wirklich eine neue Epoche in der Geschichte Irlands.

Im Jahre 1727 erschien — anonym, wie fast alle Schriften Swift's — sein unvergängliches Hauptwerk, „Gulliver's Reisen zu mehreren abgelegenen Völkern der Welt“, das in vier Theilen die wunderbaren Erlebnisse des Helben, eines wander- und abenteuerlustigen Schiffszarzes, bei dem keinen halben Fuß großen Zwergvolk von Lilliput, bei den im Durchschnitt einige 60 Fuß messenden Riesen von Broddingnag, auf der merkwürdigen schwebenden Insel Laputa und einigen benachbarten Eilanden und schließlich im Lande der Hougnhums, der verstandesbegabten und hochsittlichen Pferde, darstellt, in diesen äußeren Rahmen aber als eigentlichen Endzweck des Ganzen eine großartige, im Verlauf des Buches immer umfassender werdende Satire auf die Menschheit; wie sie Swift erschien, faßt. Obwohl also die äußere Fabel gewissermaßen nur als angenehme Zuthat gedacht war, um die bittere Arznei der Satire leichter eingeht zu machen, außerdem natürlich auch an manchen Stellen als Versteck zu persönlichen Angriffen auf bekannte Zeitgenossen gebraucht wird, so ist sie doch mit solcher Liebe und Sorgfalt, so viel Humor und so großer künstlerischer Gestaltungsgabe durchgeführt, daß das Buch, schon allein unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, der höchsten Bewunderung würdig und durch bloße Streichung des satirischen Theils in noch immer eine der besten und beliebtesten Kinderschriften umgewandelt worden ist. Aber auch bei Erwachsenen verfehlt die rein abenteuerliche Seite des „Gullivers“ ihren Reiz nie, und zwar das infolge des ihm mit seinem Zeitgenossen Defoe, dem Verfasser des „Robinson Crusoe“, gemeinsamen Realismus, der bei Swift seine Stärke mit Vorliebe darin zeigt, einen von vornherein ganz unwahrscheinlichen, ja, unsinnigen Grundgedanken mit einer Folgerichtigkeit, einer Schärfe der Logik und einer Lebenswärme in allen Einzelheiten zu entwickeln, daß das Ganze durchaus wahrscheinlich, ja, selbstverständlich erscheint. Das Eintreten zahlloser, dem Anschein nach ziemlich überflüssiger Einzelheiten und Kleinigkeiten,

lange, seemannische Auseinandersetzungen, in einer dem Charakter Gulliver's angemessenen, nüchternen Sprache vorgetragen, dienen dazu, die Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Und diese Zwerge, diese Riesen sind so lebensvoll geschildert, das Benehmen des Helden unter den Umständen ist mit so feiner Menschenkenntnis dargestellt, seine Erlebnisse sind so aus den Verhältnissen herausgeboren und so frei von Wiederholungen, wie von Widersprüchen, daß man nicht mit Phantasiegeschöpfen, sondern mit

Menschen von Fleisch und Blut zu thun zu haben meint. Uebrigens gilt dies Lob der äußeren Erfindung nur von den Reisen nach Lilliput und Brotdingua, während es in den beiden Theilen, die von Laputa und den Hougnahums handeln, an starken Unwahrscheinlichkeiten nicht fehlt. Um nur zwei Punkte herauszugreifen, so steht die schwebende Insel, die mit Hilfe eines Ladesteines beliebig aufwärts, abwärts, vor- und rückwärts gelenkt werden kann, mit den Naturgesetzen in zu naheliegendem Widerspruch, und das Benehmen, die Fertigkeiten der weisen Pferde sind mit ihrem Leibesbau manchmal zu wenig im Einklang.

Das ist denn auch der Grund, warum in den Bearbeitungen für die Jugend die beiden letzten Theile gewöhnlich fortgelassen sind. In ihnen überwiegt die Satire durchaus, während in den beiden ersten Theilen die Erzählung den größeren Theil des Raumes einnimmt, ganz besonders in der Reise nach Lilliput. Hier richtet die Satire ihre Spitze hauptsächlich gegen das politische Treiben,

wie es auf die Schicksale großer Völker bestimmend einwirkt, gegen das Ansehen der Vornehmen in europäischen Mächten und in Zeitungen, um sich gegenseitig den Rang abzumessen: Alles Dinge, die hier bei dem Zwerge alle ganz besonders lächerlich erscheinen. Soweit dabei bestimmte Persönlichkeiten und Vorgänge des damaligen Englands gemeint sind, ist die Satire dieses Theils nur dem Charakter der Zeitgeschichte wohl verständlich; aber auch ohne diese Voraussetzungen wird der Genuss nicht erheblich gemindert, weil es sich eben um Erscheinungen handelt, die allen Ländern mit Jätkerfamilien und Hofschlingern mehr oder minder gemeinsam waren und sind. Auch die satirischen und politischen Gegensätze des damaligen England, den Widerspruch zwischen Hochmuth und Staatsräson einerseits, Ehrgeiz und Laced andererseits, sowie endlich auch die internationalen Streitig-

keiten verhöhnt Swift im Rückblick auf seine eigenen Erfahrungen als durchaus eitel und nichtig, wenn er seinem Gulliver aus dem Munde eines vornehmen Lilliputaners folgende Aufklärung über die Partei- und Religionsverhältnisse von Lilliput, sowie über seine auswärtige Politik zu Theil werden läßt: „Seit über neunzig Monden hat es zwei kämpfende Parteien in diesem Reich gegeben, unter den Namen Tramedjan und Stamedjan, nach den hohen und niedrigen Absätzen ihrer Schuhe, wodurch

groß und mächtig wie das Seine Majestät ist. Diese beiden Staaten sind seit 36 Monden in einem äußerst hartnäckigen Krieg verwickelt, der auf folgende Veranlassung begann. Es wird allerseits zugegeben, daß die ursprüngliche Weise, Eier aufzubereiten, bevor wir sie essen, am bidieren Ende war; als aber Seine Majestät Großvater noch ein Knabe war, schnitt er sich, da er eines Tages ein Ei essen und nach dem alten Verfahren öffnen wollte, zufällig einen seiner Finger, worauf sein

Vater, der Kaiser, ein Edikt veröffentlichte, das allen Unterthanen bei schwerer Strafe anbefahl, die Eier am dünneren Ende zu öffnen. Das Volk war über dieses Gesetz so empört, daß unsere Geschichtswerke uns erzählen, es seien sechs Aufstände deshalb ausgebrochen, wobei ein Kaiser das Leben und ein anderer die Krone verlor. Diese inneren Bewegungen wurden durch die Herrscher von Bliesju zu beständig genährt; und wenn sie erstickt waren, nahmen die Verbannten ihre Zuflucht immer in jenes Reich. Es wird berechnet, daß 11 000 Personen zu verschiedenen Zeiten sieben den Tod erduldeten, als sich darin zu ergeben, die Eier am dünneren Ende zu öffnen. Viele hundert dicke Bände sind über diesen Streit veröffentlicht worden; aber die Bücher der „Dicken“ sind seit Langem verboten, und die ganze Partei ist gesetzlich für unfähig erklärt worden, Aemter inne zu haben. . . . Nun haben die verbannten „Dicken“ so viel Einfluß am Hof des Kaisers von Bliesju und so viel geheimen Beistand und Ermutigung von ihrer Partei hier zu Hause, daß ein blutiger Krieg zwischen den beiden Reichen seit 36 Monden mit wechselndem Erfolge geführt worden ist; während dieser Zeit haben wir vierzig große Schiffe und eine viel größere Zahl kleinerer Fahrzeuge verloren, nebst 30 000 unserer besten Seelente und Soldaten; und es wird angenommen, daß der Schaden, den der Feind erlitten hat, etwas größer ist als der unsrige.“

(Schluß folgt.)



Sonntagnachmittag. Nach dem Gemälde von F. Pröhl.

sie sich unterscheiden. Es wird in der That behauptet, daß die hohen Absätze unserer alten Verfassung am meisten entsprechen; wie dies aber auch sein mag, Seine Majestät haben beschlossen, nur „Nieder-Absätze“ bei der Verwaltung der Regierung zu gebrauchen und bei allen durch die Krone zu vergebenden Aemtern. Die Feindschaft zwischen den beiden Parteien ist so bitter, daß sie weder zusammen essen noch trinken noch sprechen wollen. . . . Wir bejammern, daß Seine kaiserliche Hoheit der Krönung einige Neigung zu den „Hochabsätzen“ hat; wenigstens können wir bestimmt wahrnehmen, daß einer seiner Absätze höher ist als der andere, was ihm einen humpelnden Gang verleiht. Nun sind wir inmitten dieser inneren Unruhen mit einem Einfall von der Insel Bliesju bedroht, welches das andere große Reich des Erdballs und fast so

groß und mächtig wie das Seine Majestät ist. Diese beiden Staaten sind seit 36 Monden in einem äußerst hartnäckigen Krieg verwickelt, der auf folgende Veranlassung begann. Es wird allerseits zugegeben, daß die ursprüngliche Weise, Eier aufzubereiten, bevor wir sie essen, am bidieren Ende war; als aber Seine Majestät Großvater noch ein Knabe war, schnitt er sich, da er eines Tages ein Ei essen und nach dem alten Verfahren öffnen wollte, zufällig einen seiner Finger, worauf sein



Toleranz und Aufklärung im deutschen Mittelalter

Von Ernst Wahrmund.

Als Gegenstück zu der Skizze vom mittelalterlichen Antisemitismus* denke ich hier einige erfreuliche Züge mittelalterlicher

Duldbung und Aufklärung zusammenzustellen. Da ist zunächst, um am mittelalterlichen Antisemitismus anzuknüpfen, die Bemerkung notwendig, daß der Judenhaß und die Judenhetze von oben her kamen, von Fürsten und Geistlichen, und ursprünglich nicht volkstümlich waren. Natürlich gab es vernünftige Leute in allen Schichten des Volkes, denen diese Barbarei ein Greuel war und wir finden sie gerade unter den wahrhaft Edelsten und Besten der Nation: unter den großen Dichtern und Denkern des Mittelalters.

Weltliche und geistliche Fürsten haben doch auch öfter von Juden geleistete Dienste dankbar anerkannt. Dafür nur ein Beispiel:

Zu Daniel dem Juden, der 1258 tapfer in den Reihen der Kölner Patrizier focht, sprach der Erzbischof von Köln: „All die Meinigen mögen sich schämen, daß unter diesen da ein einziger Mann, der noch ungeübt im Kampfe ist, sie alle so schnell durchbrochen hat, wie ein Falke, der auf einen Vogel stößt. Dir, Daniel, gebührt, obgleich man Dich gefangen genommen, der Preis des Kampfes.“

Im Allgemeinen blickte der getaupte mittelalterliche Europäer mit Stolz und Verachtung auf den Juden, ebenso auch auf die Heiden, insonderheit auf die Mohammedaner warf er grollende Blicke, die mit Kriegsgewalt sich des heiligen Landes und all' der geweihten Stätten bemächtigt hatten, an denen der Gründer der christlichen Religion gewandelt und gewirkt hatte. Bekanntlich ist ja der Hebermuth der Europäer und ihr Stolz auf ihre Kultur bis zur Stunde durchaus noch nicht ausgestorben!

Dem Kulturdünkel, mit dem der Europäer sich

über die anderen Menschen erhebt, giebt schon Walthar von der Vogelweide zu bedenken:

Ihr müisset in die Leute sehen, woll't ihr (sie) kennen wohl (richtig),

Niemand' auhen nach der Farbe loben soll.
Gar mancher Mohr ist innen tugendvoll,
Und schwarz so manche Herzen sind, wenn man sie um will lehren.

Wer kann den Herren von dem Knechte scheiden,
Und war er auch ein Freund vertraut,
Wenn er nur ihr Gebirn erschaut,
Wenn das Gewürm den Leib verzehret?
Ihm dienen Alle, Christen, Juden, Heiden,
Der Alles wunderbar ernährt.

Da haben wir ja fast so was Aehnliches wie „Gleichheit Alles dessen, was menschliches Antlitz trägt“, allerdings einerseits religiös begründet, aber es fehlt auch nicht der Hinweis auf den erzenokratischen Gleichmacher Tod, den mittelalterliche Kunst in Vers, Gemälde, Bildwerk und theatralem Umzug, in den Lobtänzen nicht müde ward zu feiern.

Nach hebräischer christlicher Mythologie waren ja alle Menschen Adam's Nachkommen, — und die Leibliche Gleichartigkeit des menschlichen Organismus, die gleichen Existenzbedingungen desselben in gesunden und kranken Tagen, die gleichen Vorgänge von Geburt und Tod bestätigten ebenfalls die Einheit des Menschengeschlechts.

Der unbekanntere Verfasser der unter dem Titel „Freidank's Bescheidenheit“ bekannten Spruchsammlung spricht eine Wolfram's und Walthar's würdige Duldsamkeit aus in folgendem Spruche:

Wer kann den Streit wohl scheiden
Unter Christen, Juden, Heiden,
Als Gott, der sie erschaffen hat
Und alle Ding' ohn' Eines Rath's?

Der größte mittelalterliche Dichter Deutschlands, Wolfram von Eschenbach, ist bei all' seiner gemüthstiefen Herzensfrömmigkeit duldsam. In seinem

unvollendeten Epos „Willehalm“ weicht er gerade in diesem Punkte von seiner französischen Vorlage, einer Bearbeitung der Volksepen von der Schlacht von Meuzanz, ganz wesentlich ab. Dort sind die Heiden sammt und sonders Schurken (selon), bei Wolfram dagegen ebenso edle und tapfere Ritter wie die Franzosen Willehalm's. Zur „Parzival“ ist Feirefiz, der schwarz und weiße Sohn Gamuret's und der schwarzen Heidenkönigin Balakane, geradezu ein Symbol für die Mischung von Schwarz und Weiß, d. i.: Böse und Gut in der Natur des Menschen. Die Heiden sind nach Wolfram nicht der ewigen Verdammniß verfallen, namentlich nicht, wenn sie der Ritterschaft theilhaftig sind. Die



E. Malchin: Wintertag.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Der Gedanke einer großen Völkerverbrüderung ohne Rücksicht auf die Konfessionen, aber gegründet auf die Religion, die Gottverehrung, mit scharfer Spitze gegen die unbrüderlichen Maultchristen findet sich in folgendem Spruch:

Wer ohne Furcht, Du höchster Gott,
Will sprechen Deine zehn Gebot'
Und bricht sie doch, das ist nicht wahre Minne.*
So mancher Mensch Dich Vater nennt:
Wer mich als Bruder nicht erkennt,
Der spricht das starke Wort in schwachem Sinne.
Wir sind aus gleichem Stamm entsprossen,
Es schwindet Speiß, die wir genossen,
Wenn sie uns Nahrung hat gewährt.

* Liebe, hier Gottesliebe, Frömmigkeit.

* „Neue Welt“, Jahrgang 1899, Nr. 13.

fürliche Frau Guburg im „Willehalm“, die der Preis des Kampfes zwischen Christen und Heiden ist, fällt dem christlichen Sieger zu, wirkt aber, selbst Christin geworden, verführend und wahr bei allem Glaubenseifer die Pietät für ihre heidnischen Verwandten durchans.

Wie Kalkter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, genauer noch wie Lessing im Nathan, läßt Jans Guelkel († um 1250) in der Geschichte von Saladin in seiner „Weltchronik“ den verschiedenen Glaubensbekenntnissen Gerechtigkeit widerfahren. Der freigebige Saladin behielt von all seinem Reichthum nur einen Tisch von Saphir. Als er nun tödtlicher Krankheit erliegen muß und nicht weiß, ob Allah, Jehoba oder Christus der rechte Gott ist, theilt er seinen Tisch in drei Theile für jeden Gott einen, damit ihm derjenige helfen möge, der der wahre und stärkste sei!

Der „Don Quixote des Mittelalters“, Ulrich von Lichtenstein († um 1277), erklärt: „Die Weisen lügen, Christus nehme die Kreuzfahrt (eines Jerusalemfahrers) für sich in Anspruch“; er selbst fährt um seiner Dame willen, um ihre Gunst und zu ihrer Ehre in's gelobte Land; irdische Liebe, nicht das Himmelreich will er damit gewinnen.

Den Grund des Verfalls des höfischen Lebens in seiner Zeit erblickt Ulrich in der Ende der dreißiger Jahre auftauchenden bigotten Frömmigkeit und erklärt überhaupt nur fünf Dinge für begehrenswerth: schöne Frauen, gut Essen und Trinken, edle Stoffe, treffliche Gewandung und glänzende Waffen.

Der sächsische Wanderjäger Kunstant erklärt in einem seiner Sprüche:

Die gar gelehrten Pfaffen,
Die fragen, daß mich Wunder hat (worüber ich mich nicht genug wundern kann),

Wie sie das woll'n ergründen:
Wie alle Höllewindel sind beschaffen,
Wie's überall im Himmel stah (sieht).
Ich zweile, daß sie es durchschünden.
Wie sie gefallt des Himmels Kreis,
Das edle Firmament mit den Planeten,
Sie wollen wissen, die sich selber offen (lassen, zum Gepöhl machen),
Was außer Gott sein Reich doch weiß!
Draus sind sie Wahnspropheten.

In dem Hohenlied der Liebe: „Trijan und Iholbe“ von Gottfried von Straßburg soll sich die Selbia vom Dornwurf des Ehebruchs reinigen durch die Probe des glühenden Eisens. Ehe sie dazu vorzueilt, fräugelt sie und fällt; ein Wöndch hebt sie, mit beiden Armen zugreifend, auf. Iholbe thut nun den Schwur, daß sie nie in eines anderen Mannes Armen beschloffen gewesen sei, als in dem ihres Gatten und dieses Wöndches! Da aber hinter der Wöndch's Antic ihr Geschlechter Trijan stande, schwur sie keinen Meineid und bestand die Feuerprobe!

In Gotias Namen griv sie's (das glühende Eisen) an
Und trag es, daß sie nicht verbrennen (ohne daß sie sich verbrennt).

Und die Täuschung des betrogenen Königs Marke gelangt vollkommen durch diesen „gelüppeten“ (eigentlich verpöhlten, mit hinterlistigen, geübigen Vorbehalt von Iholbe geleitetem) Eid, all' sein Zweifel und Argwohn war dadurch abgethan. Gottfried bemerkt dazu nachsichtlich:

Da ward wohl geschicket
Und aller Welt ersaget,
Daz der viel tugendhafte Chün
Wöndch's Antic als ein Kermel ist.

Der Trijan-Herausgeber Dattich bemerkt zu diesen Versen, die ihn als Beweis dienen, daß der Trijan-Dichter Gottfried von Straßburg kein Geistlicher, sondern ein bürgerlicher Laie war: „Die oft angeführte Stelle ist keineswegs ein Zeugniß von des Dichters Geiligkeit und einer frevelhaften Schwärzung, sondern rühret sich mit würdevoller Freimüthigkeit gegen die Gerichte, welche mit dem Aberglauben trachteten und heilige Handlungen zu bloßen Fanta- sieren herabwürdigte und in solcher Weise aus- sprach.“

Warum der Urheber dieser zweifelhaften, feigen Versen kein Geistlicher gewesen sein soll, das sehe ich ganz und gar nicht ein: Lächer war

auch ein Geistlicher, und die bittersten Satiren auf Kirche, Pfaffen und Mönche sind im ganzen Mittelalter von Mönchen und gewesenen oder angehenden Pfaffen geschrieben worden! Mag Gottfried von Straßburg ein Laie gewesen sein: die oben angeführte Aeußerung ist kein durchschlagender Beweis dafür. Die Ausfälle mittelalterlicher Dichter gegen Papst und Kirche, die herben, oft bitterbösen Kritiken alle zusammenzustellen, würde ein ganzes Buch erfordern! Es kann meine Absicht hier nur sein, in Auswahl Beweise beizubringen für die Thatsache, daß auch im „finsternen, barbarischen“ Mittelalter es Leute genug gab, die vernünftig und human dachten und handelten und von ihrem gesunden Menschenverstand den natürlichen Gebrauch zu machen mußten, die sich kein X für ein U vormachen ließen!

Heinrich von dem Turlin (erste Hälfte des 13. Jahrhunderts) bemerkt an einer Stelle seines Gedichtes „Krone“:

Die Pfaffen können schaffen,
Daz ein' Wahrheit zu Lüge wird,
Und daß die Lüge schier gebiert
Ein ganze Wahrheit.

Der Pustertthaler Nimmefänger Friedrich von Sonnburg gestattet das Lügen drei Menschenklassen: Der Arme muß lügen, der Mißfreigebige kann lügen (um den von ihm Beschenkten nicht zu beschämen); Weib und Mann als Liebesleute lügen (da die Minne längst bloße Galanterie geworden war); wahrscheinlich auf die „Pfaffenheit“ zielt der Vers von einer vierten Klasse von Lügern:

Doch weiß ich eine Art von Volk, das lüget ohne Scham,
Das ich zu nennen mir nicht traue, so kräftig ist sein Nam!
Die soll den Herren Niemand sagen: dasselbe Volk, das lüget gern.
(Müß' ich einen Fürsten) der mich lobte, den wollt' ich es heißen wehr'n.

In dem Lehrgedichte „Die Edelsteine“ macht sich der Stricker, ein österreichischer fahrender Sänger (erste Hälfte des 13. Jahrhunderts), lustig über den Aberglauben seiner Zeit, der den verschiedenen Edelsteinen zauberhafte Wunderwirkungen zuschrieb. Wäre dies wahr, so müßte es bei den Weisern solcher Kleinode ganz anders stehen. Brächten sie wirklich Glück, so wären die an Edelsteinen reichen Herrscher von Rom und Byzanz nicht elend zu Grunde gegangen, so wären auch König Philipp und Kaiser Otto nicht schändlich umgekommen. Demotatistisch ist der Zug, wenn der Stricker erklärt:

Die Steine sind gar anserwählt,
Womit man schreift, womit man mäht
Und mannet und weget.

Etwas überstreng verlangt er, daß man Den hängen sollte, der die Ueberhöhung der Edelsteine angebracht habe, die man in Gold faßt.

Weit verbreitet war der Aberglaube an die sogenannten Siegesteine, Steine, welche im Leibe von Nestlisen gefunden worden sein und allzeit Dem Sieg verleihen sollten, der einen solchen Zauber bei sich trug. Dem gegenüber fragt ganz richtig der Stricker, wie man denn doch die Natter, oder die Kröte, die solch einen Stein in sich trägt, tödten und ihn ihr entnehmen konnte? Wenn das möglich und wahr wäre, meint er:

So sollt ein Wurm (Natter, Kröte oder anderes Reptil) gar wohlgraben,
Der sie in seinem Leibe trüge (die Siegesteine),
Daz ihn nie Jemand erschlänge.
Zeit man jedoch den Wurm besaget
Und er bei dem Stein todt lieget,
Seiden in der Glaube mein:
Es können nicht Siegesteine sein.

Gegen diesen Nationalismus schnob ein Mann der alten Richtung Feuer und Flamme: ein gewisser Balsmar schrieb eine ganze Dichtung, genannt „Das Einbüch“:

Es ward mir unmöglichen leid,
Und mocht es länger nicht ertragen,
Da ich zum ersten hörte sagen,
Daz man die Steine also schalt,
Der Kraft in so manigfalt.

Nachdem jeglichen Steines angebliche Tugend und Wirkung besungen ist, schließt das Werk mit der Verhöhnung aller Zweifler — die möge Gott schänden!

Gegen einen ganzen Hümpel von Aberglauben seiner Zeit zieht der Tiroler Dichter Hans Winkl aus dem Pustertthale zu Feld, der, auf Schloß Kuntelstein bei Meran hausend, nach italienisch Vorlage sein großes Lehrgedicht „Blumen der Tugend“ verfaßte, das für uns eine höchst schätzenswerte Quelle für die kulturgeschichtliche Erkenntnis im Kenntniß jener Zeit (Anfang des 15. Jahrhunderts) ist. Bei ihm lesen wir (Vers 7695 ff.):

Etliche wollen die Pfeile aussegnen (daß sie nie in Ziel verfehlen),
So wollen diese die Teufel bannen,
Daz sie ihn' bringen gut zusammen.
So wollen etliche wahrsagen
Und wollen viel den Teufel fragen,
Wo liege Geld und Edelgestein . . .
Und etlich meinen haben den List (meinen, die Kunde und Gabe zu besitzen),

Daß sie die Leute können schiessen
Durch alles Gemäuer; und etliche gießen
Wässerne Bilder mancherlei,
So wissen (verstehen) andre das Vogelgeschrei
Und darzu Träume anzulegen.
Etliche können den Schwerthegen,
Daz man nicht auf dieser Erden
Von irgend wem kann erstochen werden.
Etliche können am Feuer erkennen,
Wie sich eine Sache hier soll enden.
So können etliche in der Hand
Sehen eitel Laster und Schand' . . .
Und viel, die wollen den Eisvogel haben . . .
So (be-) nutzen etlich den Alraun,
Und etlich glauben an die Frau,
Die da heißt Bercht mit der eisernen Nas (die al germanische Göttin Berchta!),

Und viele sind, die wollen nicht wandern
An den „verworfenen Tagen“ (Unglückstagen).
So sind denn viele, die hie haben
Den Glauben, es bringe großen From (Mugen),
Wenn ihnen des Morgens ein Wolf kumt,
Und ein Gase bringe Unglück . . .
Viele, die wollen auf Oblaten schreiben
Und das Fieber damit vertreiben,
Und etliche segnen das Zahnwech,
Andre haben den Bierklee . . .
Sind ihrer auch viel, die da jehen (behaupten),
Sie könnten Ungewitter machen . . .
So spricht mancher dumme Leib (dumme Person, Dummkopf),

Die Trude sei ein altes Weib
Und komme die Leute saugen (als Wärmösin das Blut ausaug'n) . . .

Und etliche schreiben auf Blei
Unter der Christen für den Sturm.
So nehmen etliche für den Sturm
Den Eisenbaum, so hör' ich sagen . . .
Und etliche, die jehen (sagen, behaupten),
Es sei nicht gut, daß man
Den linken Schuh leg an
Vor dem rechten des Morgens früh.
Und viele, die sagen, man stelle der Krüz
Die Milch aus der Wammen (natürlich durch Zaubere)
Auch treibt man mit der Fledermaus
Manch' teuflisch Spiel uhn.

Stelle man solche Narren zur Ned', so sprach sie gewöhnlich: „Mich hat's ein Pfaff' gelehrt, wöndt' es also etwas Böses sein?“

In dem ganzen Nattenkönig von abergläubischen Meinungen und Gebräuchen haben unsere Leser sicher eins und das andere noch heute Lebendes gefunden, selbst bei schulgeliebten Menschen unserer Tage! Und doch war schon 1411 der Winkler aufgeklärt genug, solchen Nöthsin und Unsinn zu verurtheilen!

Unter diesen Meinungen und Bräuchen hat der Leser auch manches Altgermanisch-heidnische erkannt das von der Kirche entweder als göttliches Wunder oder als teuflische Zauberei betrachtet, aber doch geglaubt und bestätigt wurde. Und welcher Unterchied ist zwischen einem Botanslegen, einer Thorune einerseits, und einem christlichen Wurmlegen oder einem Kreuzeszeichen? Doch wohl nur der, daß der heidnische Glaube oder Aberglaube älter war bei demselben Volk!

Die Pfaffenheit fand diesen Aberglauben allerlei wunderwirkende Sachen sehr angenehm und profitabel und wußte wirklich Vortheil für sich daraus zu schlagen. —



Jettchen.

Novellette von Paul Renardin. Autorisierte Uebersetzung von Albert Eckstein.

(Fortsetzung.)

Draußen in einer Vorstadt feierte man ein Fest. Den ganzen Tag trieb Blanche sich auf den Straßen umher und schaute allen Männern in's Gesicht; so sehr hatte sie sich in diese Hoffnung eingesponnen, daß sie sogar in einer Bude wirbelte, um zu sehen, ob sie „Glück“ habe. . . Sie verlor. Am Abend brach sie fast bewußtlos mit ihrem Paket vor dem Frauenspital zusammen. Glücklicherweise hatte man noch ein Bett für sie frei. Es war auch Zeit. In der übernächsten Nacht gebar sie. —

Gegen das Kind, das sie erwartete, war sie ganz gleichgültig. Was that das denn auf der Welt? Sein Vater bekümmerte sich nicht darum, und sie wollte sich auch nicht darum kümmern!

Ja, wenn Gaston noch dagewesen wäre, wie würden sie sich dann darüber gefreut haben! Aber jetzt war es ihr ganz gleichgültig. Sie wollte nichts von ihm wissen.

Ingrimmig lehnte sie sich gegen den Gedanken auf, daß sie es vielleicht gar lieben könnte, daß sie noch wünschen könnte, für das Kind zu leben. Am besten wäre es, wenn es ihr das Leben zertrüben würde.

Sie hatte Furcht vor ihm, Furcht vor dem ersten Lebensschrei, den es ausstoßen würde. Und doch, was konnte denn das kleine Wesen dafür? Aber nein, nein, sie wollte es nicht kennen lernen, sie wollte es nicht einmal sehen. Sie war hierher gekommen, weil es nun einmal sein mußte, damit man sie möglichst schnell von ihrer Last erlöste und sie dann wieder ziehen ließe. Das Kind wollte sie im Findelhaus unterbringen. Die Gesellschaft mochte dann zusehen, was daraus würde.

Und dann? Dann, nun dann würde sie sich fortzuschleppen, ganz gleich, wohin, in's Wasser gehen, wenn es sein mußte. Auf ein bißchen mehr oder weniger Schande kam es nun auch nicht mehr an. Konnte sie denn noch einmal glücklich werden, oder unglücklicher, als sie es schon war? Es blieb immer dasselbe, es lohnte sich garnicht der Mühe, daran zu denken. . . Ach, sie war so müde, so müde!

Und da träumte sie im fieberhaften Halbschlaf, daß sie in einen großen Fluß hinabstiege, rasch, ganz rasch, und daß die Plutten über ihr zusammenschlugen. Eine unwiderstehliche Kraft packte sie bei den Haaren und hinderte sie, sich zu wehren, und sie versuchte gar nicht einmal sich anzuklammern, und erwartete nur das Ende, das Ende, das immer weiter vor ihr zurückwich, immer weiter, bis sie angstvoll und schweißgebadet aus dem schweren Traum emporschreckte.

Sie war so voll Horn gegen das kleine kommende Wesen, daß sie sich abwandte, als man es ihr endlich darreichte. Sie hielt sich die Ohren zu, um sein Schreien nicht zu hören, und schloß die Augen, um sein Gesicht nicht zu sehen. „Es ist ein Mädchen!“ sagte man ihr. Sie antwortete gar nicht. Dann nahm man das Kind fort. So, nun war es überstanden, nun würde man sie in Ruhe lassen.

Aber nein, auch jetzt fand sie keine Ruhe, wie sehr sie auch darnach suchte. Ihr Kind lezte, ihr Kind war da, irgendwo in einem Zimmer nebenan, ein Mädchen. Ob es ihr wohl ähnlich sähe? Ach, sie wollte garnicht mehr daran denken. Wenn sie doch nur schlafen, recht lange schlafen könnte, um Alles zu vergessen. Uebermannst von der physischen Anstrengung schlief sie dann sechs lange Stunden.

Als sie die Augen wieder aufschlug, lag das Kindchen neben ihr im Bette; eine Wärterin hatte es ihr gebracht. „Nun schauen Sie nur Ihr Mädel an, was es für ein hübsches Ding ist. In der letzten Nacht hat es garnicht einmal Zeit gehabt, seine Mama zu begrüßen.“

Da erwachte mit unwiderstehlicher Kraft die Mutterliebe in ihr. „Mein Kind!“ Und sie nahm es in ihre Arme und preßte das kleine Köpfchen gegen ihre bleichen Lippen. Und wiederholte immer und immer wieder, wie in einem Freudenrausch: „Mein Kind! Mein Kind!“ Heiße Thränen rollten

aus ihren Augen herab; so wie sie sie seit langer Zeit nicht vergossen hatte in ihrem starren und düsteren Weiden. In diesem Augenblick fühlte sie sich besiegt, besiegt durch das kleine schwache Wesen, das doch stärker gewesen war, als sie. —

Man nahm ihr das Kindchen bald wieder fort, um sie nicht zu ermüden, aber sie fragte immer wieder nach ihm. Das Muttergefühl wuchs in ihr, wuchs und löschte alles Andere aus. Von dem bloßen Instinkt, der den Schrei aus ihrem Herzen ausgießt hatte, als sie das Kindchen zum ersten Male erblickte, Fleisch von ihrem Fleisch, und Bein von ihrem Bein, wuchs das schwache Gefühl zur echten Liebe an.

Was, sie sollte dies kleine Wesen verlassen, so bald sie wieder gesund war, als wenn es ihr gar nichts anginge? Hatte sie denn nicht selbst erlebt, wie furchtbar es war, verlassen zu werden? Nein, das wollte sie nicht. Und dann konnte sie es auch garnicht: sie liebte es, dies kleine Wesen, das schon nach ihrer Brust suchte und schon wußte, wie hübsch warm es dicht, dicht bei Mütterchen ist, und schon mit seinen kleinen, grauen, schwinmenden Augenlein sie anzublicken schien. Sie hatte so viel für das Kind geküßt, sollte sie nun nicht auch ein bißchen Freude daran haben?

Ja, ein bißchen Freude. . . Davon hatte sie so wenig gehabt in ihrem Leben. Wie von Tag zu Tag ihre Kräfte wiederkehrten, da fühlte Blanche, wie sie auch seelisch aus der tiefen Verzweiflung erlöst wurde. Eben noch hatte sie zu nichts getaugt, hatte sich von ihrem schweren Schicksal hin und her treiben lassen; jetzt faßte sie wieder festen Fuß im Leben, fand wieder Kraft, fand wieder einen Willen, ein Ziel, und je mehr alle Kräfte ihrer Liebe und ihrer Hoffnung sich auf ihr Kind konzentrierten, um so mehr verschwand die Neigung, die sie dem Verräther noch bewahrt hatte. In Blanche's Seele nahm das Kind den Platz des Liebhabers ein.

Was ihr am süßesten erschien, das war der Gedanke, nicht mehr allein zu stehen in der Welt. Wie schrecklich war in diesen vier Wochen die Vereinjamung gewesen! Keine Familie mehr, keinen Freund, Alles auf einen Schlag verloren, Niemanden mehr, den man lieben konnte, Niemanden, an dem man sein Herz hängen konnte. . . Ach, wie hatte sie es nur überstehen können, bis dieses kleine, süße Kind gekommen war, dieses kleine Wesen, das sie herzen und küssen konnte. Und für das sie jetzt sorgen durfte! Und sie preßte es an sich, das Kleine, das ihr doppeltes Leben war, in der Vergangenheit und in der Zukunft; und in das Uebermaß ihrer Zärtlichkeit mischte sich etwas wie Dankbarkeit, etwas wie Ehrfurcht, weil sie unbewußt fühlte, daß dieses Kind ihre Rettung, ihr Heil sei.

Jetzt sah sie jeden Tag klarer vor sich, was sie zu thun hatte, wenn sie erst wieder hergestellt sein würde. Sie war zu Allem entschlossen, sie wollte bis auf's Blut arbeiten; sie fühlte eine ungehobene Kraft in sich und war sicher, ihr Ziel zu erreichen. Nun hatte sie doch eine Pflicht, nicht wahr? Da sie einmal ihrem Jettchen das Leben geschenkt hatte, so durfte sie doch nicht zugeben, daß es unglücklich werde, o nein, sie wollte Alles thun, um von dem Kinde fern zu halten, was ihr selbst vererblich geworden war, um aus ihr ein kluges, glückliches Mädchen zu machen, das sie dankbar einmal verehren sollte. Für sich selbst begehrte sie kein anderes Glück mehr. Sie wußte, daß sie ein gefallenes Mädchen war; aber wenn sie ihr Kind tugendhaft und glücklich machte, das würde auch für sie Ruhe zugleich und Erlösung bedeuten. Sie konnte und wollte nur noch dafür leben.

Es war zum Glück bei Blanche Guillaun mehr als bloßer Voratz: es war ihr fester entschlossener Wille. Sonst hätte im entscheidenden Augenblick Alles zerfallen können. Als sie drei Wochen später die Schwelle des Hospitals überschritt, ihr Kind auf

dem einen Arm, ihr Mädchen Zeug und das kleine Milchfläschchen des Kindes auf dem anderen, da hatte sie nicht einmal Angst vor dem kommenden Unbekannten. Ja, die Zukunft lag dunkel vor ihr, eine Zukunft voll Kampf und Anfechtung, aber es war doch die Zukunft und sie bot zugleich die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung. So trug sie denn guten Muthes ihren Kopf hoch.

Es blieben ihr noch ungefähr vierhundert Mark. Gleich an demselben Tage mietete sie ein bescheiden möblirtes Zimmer für zwölf Mark und begab sich auf die Suche nach Arbeit.

Aber da begannen die Schwierigkeiten. Da sie eine gute Arbeiterin war, hätte sie bald eine Stelle in einer Plättanstalt gefunden. Aber dann hätte sie ihr Kind verlassen und es in Kost geben müssen. Sie konnte nicht außer dem Hause mit ihm arbeiten; zu Hause aber besaß sie keine Einrichtung und mit ihren geringen Mitteln wäre es zu waghalsig gewesen, auch nur das Geringste anzuschaffen. Sie mußte also nach etwas Anderem suchen. Zu Hause hatte sie ein bißchen Schneidern gelernt; sie nahm in einem Weißwaarengeschäft einige Arbeiten an. Aber der Verdienst war lächerlich gering. Mit vierzehnhundert Arbeit verdiente sie kaum eine Mark und fünfzig Pfennige den Tag, und dazu die beständigen Unterbrechungen, wenn sie das Kind wiegen oder ihm die Brust geben mußte. Was wollte sie aber machen, da sie nichts Besseres fand?

Ihr geringer Verdienst schob die vollständige Mittellosigkeit zwar etwas hinaus, konnte sie aber nicht vermeidlich machen. Und wenn das Kind größer wurde, dann würden ja auch die Ausgaben wachsen! Anstatt im Anfange, wie es nötig gewesen wäre, zu sparen, mußte sie sogar ihr kleines Kapital angreifen. Ach, es war lange her, seit sie daran denken konnte, regelmäßig ihre zwanzig Mark auf die Sparkasse zu bringen; jetzt mußte sie fünfzig Mark abheben und konnte schon voraus sehen, daß bald gar nichts mehr vorhanden sein würde.

Dank ihrer unermüdblichen Arbeit und ihrer peinlichen Sparsamkeit dauerte es noch sechs Monate, bis sie den letzten Hundertmarkschein zu wechseln genöthigt war. Eines Tages aber mußte sie zwanzig Mark davon nehmen, um ihre Rechnung im Wirthshause bezahlen zu können. An diesem Abend überkam Blanche eine große Muthlosigkeit. Die Noth kam heran, man konnte ihr nicht mehr ausweichen. Das war bis auf den Tag voraus zu sehen. Sie schauerte zusammen unter der Hand des Schicksals, das sich schwer auf sie legte. Ja, wenn es sich nur um sie gehandelt hätte! Aber ihr Jettchen!

Um der Kleinen willen faßte sie wieder Muth. Sie wollte wenigstens bis zum Neukersten arbeiten, bis zum letzten Augenblick wollte sie ausharren. Zum Glück gedieh das Kind. Das war ihr Trost in schweren Stunden, ihre Freude trotz alledem. Aber es war auch ihr Gedanke bei Tag und Nacht, ihre fortwährende, drängende Sorge. Lebte sie nicht nur für das Kind? Und nun, wenn man nichts mehr zu leben hatte?

Nachbarn, die durch ihre tapfer und würdig getragene Armut gerührt wurden, halfen ihr ein bißchen aus, man zahlte ihr die Milch für das Kind. Blanche erröthete bei dieser Hilfe und nahm nur etwas für Jettchen an; ihr zu Liebe unterdrückte sie ihren Stolz. Aber so dankbar sie auch für diese Hilfe war, retten konnte sie das nicht.

Da dachte sie daran, an ihre verheirathete Schwester zu schreiben, obschon ihr der Gedanke furchtbar peinlich war. Die Schwester lebte in ganz guten Verhältnissen, obschon auch nicht im Ueberflusse; aber sie konnte doch vielleicht etwas für Jettchen thun. Aber was? Sie hatte selbst schon drei Kinder, und vielleicht vier, seitdem Blanche nichts mehr von ihr erfahren hatte. Würde sie nun noch ein anderes annehmen, ein fremdes, das nicht einmal einen Vater hatte? Oder sollte sie

sich gar einer Ablehnung, oder einer widerwillig gegebenen Zusage aussetzen?

Sie schrieb nicht. Sie arbeitete Nachts noch eine Stunde länger und fand ihre Entschädigung in einem Kusse des Kindes.

Als sie eines Abends von einem Ausgange zurückkehrte, sagte man ihr, daß jemand da gewesen sei, um sie zu sprechen.

Sie war überrascht: Jemand, der Blanche Guillain sprechen wollte? Stand sie denn nicht allein auf der Welt? Sie fragte den Portier noch einmal, ob man denn auch wirklich zu ihr gewollt habe.

„Es war ein junger Mann, so ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt, mit blondem Schnurrbart. Von Wiederkommen hat er nichts gesagt, aber ich glaube, er wird sich schon wieder zeigen. Seinen Namen hat er mir nicht nennen wollen.“

Blanche wußte genug: „Ach ja, ja, danke,“ sagte sie, um ihr Erschrecken zu verbergen.

Mit klopfendem Herzen und wirbelndem Kopfe stieg sie die Treppe empor. Das war sicherlich Gaston. Und konnte sie daran zweifeln, was der Besuch bedeutete? Ja, er würde wieder kommen, vielleicht sogar am selben Abend. Er wollte sie wieder haben. Schon der Umstand, daß er ihre Wohnung entbezt hatte, bewies, daß er sie gesucht hatte. In einem Augenblicke durchschaute Blanche das Alles, und sie zählte die Monate, seit er sie verlassen hatte. Es waren fast zehn.

Mein Gott, was sollte sie nun thun? Das Alles lag ja so weit, weit hinter ihr. Sie wollte nachdenken, aber zu viel widersprechende Gefühle erhoben sich in ihr. Furcht und Hoffnung, Haß und Liebe. Die Klügelhaftigkeit des Vorfalls lähmte ihr Nachdenken und nach einer durchwachten Nacht vermochte sie auch am anderen Morgen in diesem Chaos der Gefühle keinen Entschluß zu fassen. Als

sie um acht Uhr an ihrer Nähmaschine saß, klopfte Gaston an die Thüre.

Sie erhob sich, um ihm zu öffnen. Ach, dieser erste Blick, als sie sich wieder fanden! Nahe beieinander nach so langer Zeit. Sie erschauerte bis in ihr innerstes Herz hinein, prallte förmlich zurück, krallte sich mit ihren Händen an der Tischkante fest, um sich aufrecht zu erhalten.

„Blanche,“ sagte er, mit seiner süßen Stimme, die die ganze vergangene Zeit in ihr aufleben ließ, „Du hast gewiß geahnt, daß ich es war; man hat Dir doch gesagt, daß ich gestern Abend schon hier war.“

„Ja, ich weiß.“ „Es hat mir Mühe genug gekostet, Deine Wohnung aufzufinden, aber ich wollte es um jeden Preis wissen, ich wollte Dich wieder finden, um Dich um Verzeihung zu bitten.“

Sie antwortete ihm nicht, die Augen starr auf den Boden geheftet. Er fürchtete, fortgesetzt zu werden, das gab ihm Muth, weiter zu sprechen:

„Ja, weißt Du, ich habe da einen leichtsinnigen Streich gemacht. . . Es war schrecklich dumm von mir, ich weiß garnicht, wie ich dazu gekommen bin. . . Aber ich habe es auch gleich bereut. Ich konnte ja ohne Dich garnicht leben, Blanche, und so mußte ich Dich wieder suchen. . . Und Du wirst mir doch auch verzeihen, nicht wahr?“

„So etwas verzeiht man nicht, es war zu schlecht.“ „Aber wenn man es ja doch bereut! Ich gebe ja zu, daß es brutal war. Es war ja ohne Sinn und Verstand. Das habe ich auch gleich eingesehen, siehst Du, als ich fort von Dir war, aber ich wagte ja garnicht, wieder zurück zu kommen. Ich glaubte, Du würdest mich fortjagen. . . Und dann wußte ich auch garnicht, wo Du geblieben warst. Aber ich habe mir keine Ruhe gegönnt, bis ich Dich wieder

gefunden hatte. . . Nun, sage doch, daß Du mir verzeihen willst, Blanche. Siebste, sage doch ja. Du kannst doch vergessen, daß ich so böse war, und wir können doch wieder so glücklich miteinander sein.“

„So, glaubst Du das wirklich? . . . Wenn man einmal verrathen ist, dann ist es für immer. Ich brauche Dich nicht. Man weiß ja, wie das geht: Du hast eine Andere gefunden, die Dir besser gefiel, als ich. Gehe doch hin zu Der und laß mich in Ruhe!“

„Ich schwöre Dir, daß ich niemals eine Andere geliebt habe, als Dich, und daß ich Dich noch gerade so liebe, ja, daß ich Dich viel mehr noch liebe, als früher. . .“

Er fühlte, wie sie schwach wurde. Kein Zweifel, sie liebte ihn immer noch. Er streckte die Hand aus, um ihre Taille zu umfassen.

„Laß mich in Ruhe,“ sagte sie, „ich will nichts mehr von Dir wissen! Du hast mich zu elend gemacht!“

„Ja, schelte mich nur, aber wir werden Das in unserem neuen Glück vergessen. Du weißt, daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbeete, meine Blanche. Bin ich denn nicht mehr dein kleiner Gaston, mit dem Du so glücklich warst?“

Seine Zärtlichkeit und die Erinnerung an alles Das, was die Worte wieder in ihr wach riefen vom Vergangenen, ließ sie erbeben. Den Kuß, den er ihr mit einer, des Erfolges sicheren Kühnheit raubte, erwiderte sie nicht, aber sie nahm ihn hin und nur in ihren Gesen lebte noch der Widerstand, während das kaum entschimmerte Gedächtniß an früheres Glück wieder erwachte.

Er hatte sie zu einem Stuhle geleitet und stand nun vor ihr, ihre Hände in den seinen haltend.

(Schluß folgt.)



Ein Alter kriegt mich nimmermehr.*

Noch mag die Hof um Weihnachts glück'n,
Im Schnee die Sommerkisse blüß'n,
Vom Frost gefrieren tief das Meer;
Doch ein Alter kriegt mich nimmermehr.

Daß er mich kriegt, die noch so jung,
Das falsche Herz, die Schmeißlerzung,
Er, das mag sich ereignen schwer;
Ein Alter kriegt mich nimmermehr.

Groß seinem Mehl und seinem Salz,
Groß seinem Fleisch und seinem Salz,
Groß seinem Gold und Silber schwer —
Ein Alter kriegt mich nimmermehr.

Sein Geld erkaufft ihm Schaf und Küb'
Und Fald und Hügel ohne Küb';
Daß er mich kaufft, das glaub' ich schwer,
Ein Alter kriegt mich nimmermehr.

Er wackelt und stakelt, der alte Tropf,
Saf keine Zähne und 'nen kahlen Kopf,
Von den rothen Augen trieff's ihm schwer;
Ein Alter kriegt mich nimmermehr.

Daß er mich kriegt, die noch so jung,
Das falsche Herz, die Schmeißlerzung,
Er, das mag sich ereignen schwer;
Ein Alter kriegt mich nimmermehr.

Robert Barak.

Sonntagsnachmittag. Die ganze Woche über gab es täglich Arbeit: Heus und Fensche mußten besorgt sein. Schnees, Regen, Glüh, Regen kam früh Morgens bis in die späteste Nacht! Da gab es keine Pause zum Besinnen. Eine Arbeit löste die andere ab. Nur der Sonntagsnachmittag bringt ein paar ruhige, freie Stunden.

* Aus Burns' "Sieber und Balladen". Aus dem Englischen von Carl Barak. Dankschönung: Dankschönung.

Auf dem alten, lebergelbten Lehnstuhl sitzt das Mütterchen, eine Fußband trägt die müden Füße. Der Strickfisch mit dem herausgefallenen Vorkäuel steht neben der Fußbank. Vornübergebeugt sitzt das Mütterchen da. Ihre Augen beginnen bereits schwach zu werden, sie muß die Brille aufsetzen, wenn sie in der alten Chronik lesen will, die so viel von fremden Ländern zu erzählen weiß.

Durch die Fensterscheiben des Fensters fallen die noch matten Strahlen der Februarsonne, die die wohlgepflegten Blumenbeete lieblos umgürtet. Wie ein erster Frühlingschimmer kommt es von draußen herein und schmiegt sich in hellen Flecken an Schulter und Scheitel der Alten und grüßt zärtlich die Weidenkätzchen, die in dem Thongefäß oben auf dem Schrank stehen.

Und das alte Mütterchen liest weiter in der Chronik. Nichts hört ihre Ruhe. Die Enkelkinder tummeln sich drinnen im Garten und ihr Jüngster, der auf der Wanderschaft ist, zieht vielleicht auf den Straßen der fernen Länder dahin, von denen sie in den alten Büchern liest.

Wintertag. Weicher, waltiger Schnee hat Dach und Fuch, Baum und Strauch und rings die Felber bedeckt. Es ist am frühen Nachmittag. Der Himmel hängt noch immer voll Schnee, und schwere, dunkle Wolkenwände schweben sich langsam über die Landschaft. Eine müde, schlaftrüge Stimmung strömt der weiche, haushige Schnee aus. Sie alte Kiefer steht regungslos. Es thaut. Ein wenig tropft es von den Dächern; am Boden fließt der Schnee langsam ein, und unter seiner weißen Decke sammelt sich das Wasser und rümt zu Thal.

Schon ist es möglich im Freien zu arbeiten: der Mann auf dem Hofe zerklümmert sein Brennholz. Den Straßen aber vermag Wald und Feld noch immer nichts zu bieten; so fliegen sie denn in die Nähe der menschlichen Wohnstätten. Vielleicht fällt dort für die armen Gassenkinder eine Brotkrume ab oder eine alte Kartoffel.

Wie Berlin als junge Stadt aussah. Billy Pastor ist kürzlich unter dem Titel „Berlin, wie es war und wurde“ bei Georg Heinrich Meyer in Berlin ein Buch herausgegeben, dem wir die folgende Schilderung entnehmen: 1240 erhielt Berlin die Rechte einer Stadt. . . Wie es in Berlin ansah in jenen Tagen? Nun, alles unheimlich für einen modernen Menschen gerade nicht. Wohl zog sich hinter dem Doppelgraben eine hohe Mauer hin von sechs Fuß Dicke und dreißig Fuß Höhe, die Thore mit Thürmen flankirt und von hohen Zinnen geschützt. Aber was diese Mauer

einshloß, war wenig mehr als ein großes Dorf. Nicht einmal einen gleichmäßig sicheren Boden gewährte die Umfriedung. Ueber den „Werber“ zogen sich noch breite Strecken Sumpfes. An eine Pflasterung war nicht im Entferntesten gedacht, und wenn die Häuser in den Straßen sich in etwas von einer Dorfansiedlung unterscheiden, so war es nur durch ihre Menge. Im Uebrigen fand man es durchaus in der Ordnung, vor den der Straße zugewandten Giebelhöfen der Häuser hohe Dünghaufen anzufahren, Schweinekot an die Mauer zu lehnen und die schmalen Gänge zwischen den einzelnen Häusern als Kloaken auszunutzen.

Dennoch ganz nur umfriedetes Großdorf war es nun doch nicht mehr. Hier und da bot das Bild der Straßen und Plätze Neuerungen, die den alten Gezeiten unbekannt geblieben waren. An den Ecken der großen Verkehrswege namentlich, wo die Vornehmen ihre Häuser errichtet hatten. Diese Häuser waren nicht hohe Holzbauten unter einem Dach von Schindeln oder Stroh, sondern aus guten Steinen geschichtet und mit Ziegeln gedeckt. Auch bekamen die Einwohner ihr Licht nicht durch die alten Hornscheiben, sondern durch die bleigefassten runden Glasstücke, die der Handel in das Land gebracht hatte.

Die ersten Steinbauten, so unbeholfen sie sich ausnehmen mochten in der gedankenlosen Uebertragung der alten Holzformen auf das neue Material, sind für die Geschichte der menschlichen Arbeit von höchster Bedeutung. In ihnen setzt der junge Organismus der Landstadt ein Art Knochengeriüstes an, das sich stark genug erweisen sollte, anderen Neubildungen einen Anhaltspunkt zu bieten.

Eine unscheinbare Einrichtung, die sich auf die neuen Häuser bezog, ist hier von symptomatischer Bedeutung. Nacht für Nacht standen vor ihren Giebeln kleine Leuchtpfannen mit brennendem Rien, wie sie Anfangs nur vom Rathhaus niederbrannten. Alle Wohnhausbesitzer waren verpflichtet, derartige Leuchtpfannen bereit zu halten und sie auf die Barrung der Sturmglöde hin auf die Straße zu stellen und zu entzünden.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!